
Mein Leben im Nachtzug

Michael Hugentobler

Ich war sieben Jahre alt, als es passierte. Am Himmel stand ein grosser runder Mond. Zwischen meinen Zähnen knirschte Sand. Es gibt ein Foto aus dieser Zeit. Es zeigt einen kleinen Jungen an einem Bahnhof im Stadtteil Karthago in Tunis. Er sitzt auf einer grün gestrichenen Bank und trägt eine rote Regenjacke. Seine blonden Haare umranden seinen Kopf wie ein Skihelm. Er stellt trotziges Desinteresse zur Schau. Der Junge hat in den vergangenen Tagen von seinem Vater bestimmt hundert Mal die Geschichte des gloriosen Hannibal gehört, der mit seinen Elefanten von hier in Afrika bis in die fernen Alpen marschierte, um sich von dort an die Römer anzuschleichen und ihnen

in den Rücken zu fallen. Der Junge steckte währenddessen seine Nase in ein Comicheft, das ihm viel spannender vorkam.

Vierzehn Jahre später erzählte ich einer jungen Frau in Kanada, was nach dem Aufenthalt am Bahnhof geschehen war: Wir waren durch die Wüste gefahren und hatten Menschen besucht, die dort in Höhlen lebten. Kinder hatten mich bedrängt und grosses Interesse an meinem Comicheft gezeigt. Meine Mutter hatte gesagt, ich solle ihnen das Heft schenken, da es solche Dinge hier nicht gäbe. Kurz darauf fuhren wir abermals durch die Wüste, nun also stand der Mond am Himmel und der Sand knirschte zwischen meinen Zähnen. Ich wünschte, dieser Moment würde nie enden, dieser Mond würde für immer da oben am Him-

mel stehen und ich würde endlos durch genau diese Nacht rumpeln, mit genau diesem seltsamen Gefühls-gemisch in der Brust, irgendwo zwischen Behaglichkeit und Anspannung.

«Ich werde reisen, bis ich tot umfalle», sagte ich zu der jungen Frau in Kanada.

Das meinte ich ernst. Ich war einundzwanzig Jahre alt. In diesem Alter sagt man solche Dinge und schwört bei Gott, dass sie wahr sind.

Die junge Frau sagte ebenso sonderbare Sachen, zum Beispiel: «Wenn du zwei Möglichkeiten hast, dann wähle die falsche.» Und diesen Satz wiederholte sie die ganze Zeit.

Wir sassen in einem Truck Stop in Prince George. Es war Nacht, und der Truck Stop war das einzige Lokal der Ortschaft, das geöffnet hatte. Wir hatten den Nachtzug nach Vancouver verpasst. Um vier oder fünf Uhr in der Früh würde der nächste Zug fahren. Bärtige Männer hatten ihre Lastwagen vor der Tür geparkt, füllten hohe Plastikbecher mit Kaffee und stützten sich mit den Ellbogen auf der Bar ab. Die junge Frau war von daheim weggerannt, von irgendwo da oben, an der Grenze zu Alaska. Sie rauchte Benson & Hedges ohne Filter. Sie wollte ein junger Mann sein. Sie sagte, sie sei auf dem Weg nach San Francisco. In San Francisco sei es einerlei, welchen Körper ein Mensch mit sich herumtrage, denn der Körper sei abstreifbar wie ein Kleid oder ein Anzug. Später, als wir den Zug nach Vancouver dann doch noch erwischten, und die Sonne über den Berggipfeln langsam aufging, döste die junge Frau ein. Ich betrachtete ihr schlafendes Gesicht. Sie öffnete die Augen und sagte: «Was glotzt du denn so?» Ich wollte ihr sagen, dass ich sie gerne küssen würde, aber ich traute mich nicht.

Zu diesem Zeitpunkt war ich überzeugt, einer magischen Sache auf die Schliche gekommen zu sein, und zudem noch der Einzige zu sein, der diese Sache kannte: die Möglichkeit, den angebrochenen Tag nicht tatenlos mit Schlaf zu verschwenden, sondern ihn für einen höheren Zweck zu nutzen. Was gibt es grandioseres, dachte ich, als nicht zu wissen, wo ich aufwachen werde? Bei Sonnenaufgang werde ich aus dem Fenster schauen und Häuser, Berge oder Küsten sehen, von denen ich den Namen erst noch herausfinden müsste.

Die Nacht wurde zu meiner ganz persönlichen Version einer sonderbaren Zeitmaschine, die mich am Kragen hochhob und hinaus in die Welt schleuderte, an sonderbare und geheimnisvolle Orte. Sie sollten Urumchi und Uyuni heissen, Oshakati und Oshikuku, Guayaramerin und Pyin Oo Lwin. Der polnische Reporter Ryszard Kapuściński nannte dies eine Infizierung mit dem «Reisebazillus», eine im Grunde unheilbare Krankheit. Ich glaube eher, dass es ganz banal eine Leidenschaft war, wie die Leiden-

schaft, in Museen Schönes zu betrachten, auch wenn dieses Schöne als Laune eines Surrealisten daherkommt, mit zwei Augen auf derselben Gesichtshälfte.

Es folgten Nachtfahrten in Russland, China und Indien; diese Nächte waren unwirklich lang, die Stunden dehnten sich auf die drei- oder vierfache Länge. Es gab ja nichts zu tun, zudem war es finster draussen und ich konnte nichts sehen ausser den Lichtpunkten in der Dunkelheit, den Fabrikschlotten, den vorbeirausenden Kleinstädten und den gigantischen menschenleeren Bahnhofshallen. Das gab mir die Möglichkeit, Bücher zu lesen, die man eigentlich gar nicht lesen kann. Ich begann mit Prousts «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit». Dann kamen Herodots «Historien» dran. Den vorläufigen Abschluss bildete der augenkranke Ire mit seinem schwer verständlichen Geschwafel, das ich als herrliches Amusement empfand – ich hatte schliesslich alle Zeit der Welt.

Bis zur nächsten Nachtfahrt dauerte es zwei Jahre. Diese Zeit verbrachte ich als Werber in Zürich und überzeugte meine Vorgesetzten von meiner mangelnden Begabung als Verkäufer. Meine Kündigung wurde mit Erleichterung quittiert, und am Abend meines letzten Arbeitstages fuhr ich nach Bern und stieg dort in den Nachtzug nach Barcelona. Das Tudugg-Tudugg-Tudugg wirkte wie ein beruhigendes Medikament. Ich überlegte, diese Reise diene wohl dazu, mit jedem Kilometer einen Teil der fremdartigen Schale, in die ich mich zwei Jahre lang eingehüllt hatte, wieder abzuschaben. Ich hatte es ziemlich eilig. Barcelona schaute ich mir nicht an, sondern ich stieg in den Zug nach Madrid. Dort dann wartete der Nachtzug nach Algeciras. Die Nacht verbrachte ich im Speisewagen, da eine Frau, die offensichtlich gerade umzog, mein reserviertes Bett mit ihrem Hausrat vollgepackt hatte. Im Speisewagen erzählte ein kettenrauchender Matrose, ein Angestellter der spanischen Küstenwache, pausenlos von seinen Einsätzen und von den toten Flüchtlingen im Wasser. Ein Mann aus Tschechien bot mir in den frühen Morgenstunden ein Glas Wein an.

Die Überfahrt nach Afrika erfolgte unter einem Himmel wie Mehlsuppe, und die Kamine der Fähre pusteten braune Wolken empor. Über den Nachtzug von Tanger nach Marrakesch steht in meinem Tagebuch von damals einzig: «Es war eng, stickig und heiss – aber bequem.» Als ich in Marrakesch ankam, hatte ich mein Ziel erreicht: Ich hatte das eindeutige Gefühl, wieder ich zu sein. Und einmal mehr hatte ich den Eindruck, dass ich während meiner Nachtfahrten dem Reichtum, dem Elend, der Brillanz und der Verwirrung der Menschheit am nächsten kam. Deshalb wollte ich immer wieder in diese Züge steigen. Mir kam die Welt vor wie ein Garten, in den ich hineingeboren worden war und den ich erst kennenler-

nen musste. Und der Nachtzug war das perfekte Vehikel dafür.

Viele Nachtfahrten später stand ich in der Stadt Ruili, auf der chinesischen Seite der Grenze nach Burma. Ein tropischer Regenschauer ging nieder. Jenseits eines trüben Flusses lag der Shan-Staat. In Burma herrschte eine Militärdiktatur und die Shan befanden sich im Konflikt mit der Regierung. Ich wollte unbedingt dorthin. Das hatte verschiedene Gründe. Einerseits gab es einen Nachtzug, der bei Morgengrauen ein gigantisches Viadukt mitten im Dschungel überquerte, und ich hatte gelesen, das sei eine geradezu bizarre Erfahrung. Zudem wollte ich das Dörfchen Hsipaw sehen, den einstigen Aufenthaltsort der österreichischen Shan-Prinzessin Inge Eberhard.

Ein gemieteter Wagen brachte mich über die Grenze. Auf der burmesischen Seite sah ich durch die regennasse Fensterscheibe einen Mann heranrennen. Er trug eine schlechtsitzende Uniform und in der Hand eine grosse Pistole, vermutlich eine Maschinenpistole. Er zeigte auf mich und schrie etwas. Neben dem Wagen stand im strömenden Regen ein junger Mann, er trug nichts als einen durchsichtigen Poncho, und ich schaute auf seinen Penis, an dem der feuchte Plastik haftete.

Einige Tage später holperte ein klappriger Zug durch die Nacht nach Rangun. Im Abteil nebenan sass zwei ältere Herren, die sich grosse Mühe gaben, sich mit mir zu unterhalten. Ich hatte kein Interesse,

und das fand ich anfangs sehr seltsam. Noch etwas später fuhr ein ebenso klappriger Nachtzug von Berlin nach Kiew, und ein Mitarbeiter der Nationalbank Polens versuchte, mir die Grundlagen des globalen Finanzsystems zu erklären, aber ich hörte nicht zu. Ein anderer Nachtzug fuhr von Bucharanach Taschkent, wieder ein anderer von Hanoi nach Ho-Chi-Minh-Stadt, und in diesem Zug bemerkte ich, dass es mich kaum noch interessierte, wo ich mich befand. Die Nachtfahrt war zu einer Art Sport geworden, auf eine sonderbare Weise erinnerte sie mich an meine Teenagerzeit an einer Highschool in den USA, wo ich im Schwimmbassin eine Runde nach der anderen gedreht hatte, ohne zu bemerken, wie langweilig das war. Die Nachtfahrten waren bestenfalls noch eine Art Sammelobjekt. Was mich antrieb, war die obskure Obsession, ein Häkchen hinter eine Strecke zu setzen.

Ab und zu dachte ich an die junge Frau in Kanada, die mittlerweile wohl ein Mann war. Ihn hätte ich gerne getroffen. Ich hätte ihm gesagt, dass mich allmählich das Gefühl beschleiche, mich vor dreizehn Jahren getäuscht zu haben. Das Glücksgefühl über die langen ratternden Nächte sei verflogen. Mich mache das nicht traurig, und ich hätte auch keinerlei Interesse, mir zu überlegen, warum das Gefühl verschwunden sei und was das zu bedeuten habe. Etwas komme zu einem Ende. Enden seien gut. Genauso wie Anfänge. Neuanfänge ganz besonders.